

A man and a woman are in a wooden building under construction. The man, on the left, is wearing a dark suit and a light shirt, holding a metal bucket. The woman, on the right, is wearing a dark suit, a patterned scarf, and a light-colored hat with a dark band. She is leaning against a wooden ladder. The background shows the wooden frame of the building and a large window with a view of a landscape.

Martina Breitkopf

# René macht Bäuerchen

erlebte orte  
[Bremen & umzu]

Martina Breitkopf

# René macht Bäuerchen

Roman

Cover- und Autorinnenfotos: Fotowerkstatt Henriette Braun  
Gestaltung und Satz: Kay Niebank, Bremen

© 2015 Niebank-Rusch-Fachverlag • Bremen  
Niebank-Rusch-Fachverlag, Hartwigstr. 2c, 28209 Bremen  
*Besuchen Sie uns im Internet: [www.nr-verlag.de](http://www.nr-verlag.de)*

ISBN: 978-3-939564-43-0

## Das Ende der Monogamie oder:

„Willst du mit mir gehen, Merle? Dann bei Fuß, Schatzi.“

Einer der wenigen Kontakte aus dem eher milden Wilden Westen in der Nähe von Garlstadt, den ich pflegte und auch nach dem Sahlenburg-Neuwerk Drama immer mal wieder belebt hatte, war der zu Thore und Christa. Thore war als Westerntrainer das Pendant zu „Clodia“, nur eben nicht auf klassisch dressurreiterlich. Er war Alberts Reitlehrer und glücklicherweise auch das genaue Gegenteil des Niederrichters und Landesreitschulleiters Jochen Wüst. Thore war ein Genussmensch mit sanfter Stimme und Elvistolle. Ich hörte ihn zwischen meinen Ohren vermeintlich „love me tender“ anstimmen, wenn ich beim Unterricht zusah. Tatsächlich sang er nicht, sondern streute nur Alltagsanekdoten in seine Referate über das Reiten und das Reiten lernen. Seine Schüler trainierten bespaßt und mit viel Leichtigkeit. Sie lernten, sich selbst und das Leben nicht so ernst zu nehmen, sehr wohl aber die Pferde, auf denen sie saßen.

Thore und Christa hatten ihren eigenen Reitstall mit stark frequentierter Reiterstube und Familienanschluss für jede einsame Seele, die ein bisschen Zugehörigkeit und Nestwärme brauchte.

Optisch verkörperte das Paar jenen folkloristischen Westernlook, der mir die bereits erwähnten körperlichen Schmerzen bereitete. Da mein mausgraues Sekretärinnen-Outfit jedoch auch ihre Ästhetik auf das Schändlichste beleidigte, waren wir in dieser Hinsicht irgendwie quitt.

An einem Nachmittag im Mai des Jahres 2006 rief Thore mich an und sagte in seiner ruhigen Art, in der immer ein wenig Ironie und Udo Lindenberg Slang beheimatet waren:

„Du Martha, wenn deine Leute am Wochenende den Luxuslatte mal 'ne halbe Stunde allein aufschäumen könnten,

dann kommt doch Sonntag auf einen ordinären Filterkaffee bei mir zuhause vorbei. Ich möchte euch beide wem vorstellen. Ihr werdet die mögen. Aber denkt dran, nicht zum Reitstall fahren, sondern direkt zu mir.“

René war entgegen meiner Erwartung erfreut über die Einladung. Nicht, dass er die beiden nicht mochte. Er fand die sporadischen Besuche bei ihnen immer sehr unterhaltsam und angenehm unaufgeregt. Momentan jedoch hatte er sich in den Geschäften an einem technischen Projekt derart festgebissen, dass ich ihn, wenn ich Glück hatte, gerade mal unter der heimischen Dusche traf.

René hatte es innerhalb eines halben Jahres geschafft, unsere Energiekosten um ein Viertel zu senken. Was erst der Anfang sei, wie er verheißungsvoll prophezeite.

„Wir produzieren unglaublich viel Wärme in unseren Bistroküchen. In der gesamten lebensmittelverarbeitenden Industrie wird diese Wärme zurückgewonnen und verwertet. Warum nicht bei uns?“, lautete die rhetorische Frage, auf die er sich nicht wirklich eine Antwort von mir erhoffte.

„Man muss sich mal vorstellen“, schimpfte er, „da kann man ohne Probleme über das Medium Wasser die Wärme der Küchengeräte abtransportieren und daraus auch sein Warmwasser speisen. Und was passiert überall für teures Geld bei gleichzeitiger Verschwendung unserer begrenzten Ressourcen? Man baut laute, luftgekühlte Geräte in die Küchen ein, kühlt die über strombetriebene Ventilatoren runter, erzeugt dabei noch mehr Wärme, aber man hat ja für die Menschen in der Küche noch eine Klimaanlage und die arbeitet ja gratis für uns.“

Seine Schimpftiraden veranschaulichten mir nach und nach das Ausmaß der energetischen Gedankenlosigkeit, die in den Kaffeehaus-Bistros stattfand. Meine anfängliche Skepsis gegenüber den mannshohen Wasserspeichern, die nach einem

Gegenstromprinzip funktionierten und die René für sein anvisiertes Wärmerückgewinnungskonzept brauchte, wick mit jeder Stromrechnung, die ins Haus flatterte.

Wenn René stundenlang mit dem Kopf in Lüftungsschächten versank, um das Chaos zu entschlüsseln, das es effektiv umzugestalten galt, dann wirkte er wie in Trance.

Umso erfreuter war ich zu hören, dass mein hauseigener Kreativer Lust hatte, mich am Sonntag zu unserer Einladung zu begleiten.

Thore residierte in einem kanadischen Blockhaus am Waldesrand mit Pickup und weißer Corvette vor der Tür. An der Gartenpforte versuchten uns Bo, Thores Dobermannhündin, und Higgins, Christas Deutsch-Kurzhaarrüde, mit vielsagendem Knurren und ohrenbetäubendem Gebell das Fürchten zu lehren.

Thore schlurfte den beiden in schweren Westernstiefeln, einer Jeans mit überlangen abgewetzten Hosenbeinen und seinem unerschütterlichen Grinsen im Gesicht hinterher. Als er das Gebrüll der Hunde mit einem „Ja, ja“ kommentierte und die Gartentür öffnete, verwandelten sich die Bestien in Schoßhunde, leckten uns die Handrücken und schlängelten um unsere Beine.

„Was für eine liebenswerte Alarmanlage“, schwärmte René.

Wir folgten Thore durch eine massive Holztür, welche den Vorgarten vom privateren Bereich trennte. Christa empfing uns auf der Terrasse. Sie war dort bereits in Gesellschaft eines Pärchens namens Pinki (geborene Hannelore) und Roy (geborener Dieter). Ich war enttäuscht. Wir kannten beide aus dem Westernreitstall und brannten nicht gerade darauf, uns erneut vorgestellt zu werden. Ich hatte Sorge, an diesem Nachmittag in eine Art Tupper-Ware-Party für selbstgebastelten Kitsch der übelsten Sorte geraten zu sein.

Die pinke Hannelore hatte vor einigen Monaten schon einmal versucht, mir Bewunderung und Kaufgelüste für ihre in Heimarbeit aus Federn und Glasperlen gebastelten „Traumfänger“ zu entlocken. Als ich statt Geld nur Belustigung für die „esoterischen Staubfänger“ erübrigen konnte, mimte sie die zutiefst Gekränkte und unterstellte mir mangelnde Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Ich versuchte sie zu korrigieren, indem ich ihr erklärte, dass ich ihren Hang zum Kitsch, den ich als „Vorliebe für Verspieltes“ verpackte, problemlos tolerieren könne. Nur kaufen wolle ich ihn eben nicht. Pinki und Roy mochten mich seitdem „nicht mehr so richtig“, weshalb die Stimmung zwischen uns an diesem sonnigen Nachmittag auf der Blockhausterrasse eher frostig geriet.

Die Terrasse selbst konnte nichts dafür. Sie war in das gemütliche, gleißende Gelb gehüllt, welches das Sonnenlicht gemeinsam mit der safranfarbenen Markise für uns vorbereitet hatte. Die Temperaturen waren frühsummerlich. Der Duft des Jasmins, der üppig an der Hauswand rankte, betörte meine Sinne mehr, als es die harten und leichten Drogen, unter denen sich die Gartentischplatte ächzend verbog, jemals vermocht hätten.

Kaffee, Zigarillos, Cola, Fanta, Sprite, Zigaretten, Salzstangen, Chips, Flips, Prinzenrollen, Marshmallows, Hugos, Frizzantes, Butterkuchen und eine Flasche Jack Daniels empfingen uns wollüstig drapiert. Währenddessen beschallte der rund um die Uhr laufende Fernseher im Wohnzimmer den Außenbereich dezent mit den Geräuschen quietschender Reifen und heulender Motoren eines Formel 1 Events .

Christa kam mit einem Schälchen grüner Oliven aus dem Haus auf die Terrasse. Ich wusste doch, dass noch etwas fehlte. Sie begrüßte uns herzlich und fuhr fort, eine Geschichte aus dem Stall weiterzuerzählen, die sie anscheinend begonnen hatte, bevor ihr auffiel, dass auch die Oliven heute noch etwas Sonne vertragen könnten.

Thore ging ohne Anstalten sich zu setzen an uns vorbei in den hinteren Teil des weitläufigen Gartens und verschwand dort für einige Momente. Im Hintergrund hörte man das Quiet-schen einer Tür. Plötzlich und unvermittelt überschwemmte ein neunköpfiger Schwarm schwarzbrauner rattengroßer, kläffender Geschöpfe den Rasen, um dann invasionsartig die Terrasse einzunehmen.

Thore und Christa kommentierten unser erwartungsgemäßes Entzücken mit dem selbstsicheren Grinsen erfolgreicher Hobbyzüchter. Der Charme der Dobermannwelpen ließ uns Zeit und Raum derart vergessen, dass sich die sonnenverwöhnten Oliven in grüne Rosinen verwandelt hatten, als mein zweiter Blick auf sie fiel. plötzlich wiesen sie eine täuschende Ähnlichkeit mit der von zu viel künstlichem UV-Licht gegerbten Hannelore Pinkowski auf. Jene hatte unbemerkt schon längst gemeinsam mit ihrer royalen Begleitung die Szenerie verlassen. Wären die Winzlinge nach dem Abendbrot und dem Dessert an Mama Bos Milchbar nicht in einen komatösen Schlaf gefallen, dann hätten René und ich die Nacht spielend mit den Welpen auf der Terrasse verbracht.

Thore bemerkte beim wohlverdienten Abschied, ob meine Leute den Latte noch mal alleine aufschäumen könnten: „Also dann bis nächsten Sonntag zum Kaffee.“

„Nächstes Wochenende geht glaube ich nicht“, bemerkte ich zaghaft. „Da ist Turnier in Pennigbüttel. Paul ist zum Glück wieder fit.“

Kaum hatte ich diese Worte auf der Rückfahrt im Auto über die Lippen gebracht, spürte ich, wie sich Renés Miene schlagartig verfinsterte.

Der ansonsten begeisterte Turnierbegleiter oder TT, also Turniertrottel, wie die Helfer der Reiter- und Reiterinnen – meist Ehemänner, Lebensgefährten oder Elternteile – mehr oder

weniger liebevoll genannt werden, fragte daraufhin die ganze folgende Woche lang demonstrativ unmotiviert, ob wir denn wirklich auf dieses Turnier müssten. Ernsthafte Sorgen um unsere Beziehung begann ich mir zu machen, als René vorschlug, ich könne doch im Stall nachfragen, ob vielleicht von dort jemand vor Ort sei, um mir zur Hand zu gehen.

Bislang war es mir strengstens untersagt, Hilfe von „Fremden“ in Anspruch zu nehmen. Schließlich konnte keiner außer René derart fürsorglich die Startfolge verträumen, weil die Rostbratwürstchen so verlockend dufteten, oder mich mit einer Gamasche vorn und einer hinten in die Prüfung schicken, weil er sich nebenbei am Abreiteplatz angeregt mit jemandem vom Fach über die neue Radiatoren-Generation im gewerblichen Bereich unterhalten hatte.

Nicht, dass ich nicht auch einen Grund suchte, statt auf Turnier lieber zu den Welpen zu fahren. So war es doch beängstigend für mich zu beobachten, wie zielstrebig es meinen Mann zu diesem kleinen zickigen Mädchen mit den O-Beinen zog, das ihn die ganze Zeit besonders betört hatte.

Seit wann wollten wir eigentlich einen Hund und warum sollte ich mir freiwillig eine Nebenbuhlerin ins Haus holen, die für mich schon einen realen Liebesentzug mit sich brachte, bevor sie überhaupt bei uns eingezogen war?

René hatte sich den Nachmittag bei Thore und Christa fast ausschließlich mit ihr beschäftigt. Als er auf dem Rasen saß – um sich herum die halbe Bagage – und anfang, mit seinen Gummigalosen zu wackeln, rannte dieses kleine Wesen wie hypnotisiert zu seinen Füßen, kläffte sie an, rannte in einem fort um sie herum und wick René nicht mehr von der Seite. Ebenso wie er ihm.

Die Beziehung der Beiden hatte für meinen Geschmack etwas zu intensiv begonnen. Zuneigung ja, Hörigkeit nein. Da ich wusste, wie sehr René im Vorfeld seiner Begegnung mit der

Hündin ebenso wie ich eher von Rüden beeindruckt war, hatte ich die Hoffnung es könnte mir gelingen, unsere ursprüngliche Präferenz bei ihm zu beleben. Zu diesem Zweck plante ich sogar, Renés Gummigaloschen zu verstecken. Ich hatte damals noch nicht begriffen, dass der Sog der durch nichts zu unterbindenden Leidenschaft dieser beiden Wesen füreinander bereits seinen unaufhaltsamen Lauf genommen hatte.

Am folgenden Sonntag – wir waren für Renés Empfinden etwas sehr spät dran, weil er seine Galoschen nicht gefunden hatte – fuhrn wir ein zweites Mal zu Merle. René sprach schon ab Dienstagnachmittag nicht mehr von der Hündin, sondern von Merle.

„Wie findest du Merle?“ fragte René ganz nebenbei, wenig gespannt auf meine Antwort. Er fragte allerdings nicht danach, wie ich die Hündin fand, sondern lediglich den Namen. Der Hund war also entschieden. Den Namen hätte ich vielleicht noch in Richtung Doppelnamen zu beeinflussen vermocht.

Thore hatte die Haustür nur einen Spalt breit geöffnet. Er empfing René unrasiert, verschlafen und dennoch nicht wirklich erstaunt mit den Worten: „Na ja, zum Kaffee ist ja auch relativ. Mein Fehler. Hast du Brötchen dabei?“

Ich stand derweil mit puterrotem Kopf im Sichtschatten von René und hatte vergeblich gehofft, Thore und Christa hätten Sonntagmorgen um sechs Uhr morgens die Haustürklingel noch auf Schlummermodus gestellt. Wenn ich jemals Welpen im Haus haben sollte und andere davon wüssten, würde ich eine derartige Vorsichtsmaßnahme ergreifen.

Anfang August holten wir Merle zu uns nach Hause.

René hatte bereits im Vorfeld anhand mehrerer Bände Fachliteratur zwei unterschiedliche theoretische Ansätze der Hunderziehung zu differenzieren gelernt, ohne sich bis dato endgültig für eine Herangehensweise entschieden zu haben. Im

Groben ging es um die Frage, ob wir auf chinesisches Internat oder auf Waldorfschule machen. Da er immer, wenn wir Merle besuchten, überzeugt war, sie würde seinen Namen hüpfen und bellen, schien mir die generelle Tendenz schon augenfällig.

Ich erfuhr von René, dass das erste Reiseerlebnis im Auto besonders wichtig für die zukünftige Mitfahrbereitschaft der kleinen Prinzessin sei. Gemeinsam mit ihr auf dem Schoß draapierte René sich vorsichtig auf dem Beifahrersitz.

Ich fuhr, allerdings nur an. Nach drei Metern wurde ich von René in strengem Tonfall zum Halten genötigt. Mein Fahrstil sei zu ruppig. So würden wir sie ja nie wieder in ein Auto bekommen. Also sollte ich sie auf den Schoß nehmen.

Er würde fahren. Das auf den Schoß nehmen wurde vor der erneuten Abfahrt minutiös von René vorbereitet und gestaltet: Er schnallte mich an, stellte mir die Rückenlehne so ein, dass Merle es bequem hatte, und bedeckte meinen Schoß bis zum Ansatz meines Ponys mit Kissen.

Merle kam oben auf die Matratzenkonstruktion. Meine Hände wurden von René genau an den Stellen auf ihren kleinen Körper gepresst, von denen er meinte, sie würden Merle die größtmögliche Stabilität verschaffen. „So, du darfst dich jetzt mal eben nicht bewegen“, lautete seine Anweisung.

René fuhr die Strecke, die wir sonst in einer halben Stunde hinter uns brachten, in eineinhalb Stunden und ließ während der gesamten Zeit seine rechte Hand als „zusätzlichen Stabilisator“ nicht von der selig schnarchenden Merle. Dabei drückte er mir angeblich unvermeidlich die Kissen so fest und ausdauernd ins Gesicht, dass mir nichts anderes übrig blieb, als diese erste gemeinsame Fahrt mit seiner weiteren Lebensgefährtin nicht nur als Weg in die Polygamie, sondern auch als potentiellen Tötungsversuch zu werten.

Ich durfte weiterleben, hatte aber lange Zeit das Gefühl, dies sei nur dem Gedanken geschuldet, dass René ein Leben als Allein-erziehender zu kompliziert erschien. Er brauchte mich noch zum Einkaufen und Geldverdienen, um so genügend Zeit für die liebevolle, individuelle Sozialisation seines „Augäpfelchens“ zu haben. In ein Internat, wenn auch nur kurz, hätte er Merle niemals gegeben. Welch ein Ausdruck von Versagen in seinen Augen. René meinte um die niederen Gründe solcher Kindheitsverläufe zu wissen. Er verband mit einem derartigen Werdegang verdorbene kleine Hundeseelen, die in den gekauften Lehranstalten wegen der Überforderung ihrer Erziehungsberechtigten mühsam und teuer korrigiert werden müssen. René und ich hatten dies am Beispiel von Wolferl erlebt, dem Hund meines pensionierten Onkels Uwe.

Wolferl war eine kniehohe, mausgrau-anthrazitfarbene getigerte Promenadenmischung mit viel Hängebauchschwein- und wenig Hundanteil, die den ganzen Tag mit Fressen und Schlafen verbrachte. Dora, Uwes Frau, vertrat den Standpunkt, Wolferl müsse von selbst zu sich finden, weshalb erzieherische Maßnahmen gänzlich unterblieben. Wolferl beugte sich diesem Anspruch und genoss die Selbstfindung in vollen Zügen. Als gleichberechtigter Mitbewohner der Hausgemeinschaft ging er ein und aus, wann und wie er wollte. Manchmal alle fünf Minuten. Raus ging von allein; für rein öffnete die Haushälterin Herta Polotkowski die Terrassentür. Ein Wolferl-Morgen begann mit dem eigenen Frühstück und fand seine Fortsetzung mit der sabbernden Schnauze auf dem Tisch liegend, „lieb“ oder irgendwie guckend und daraufhin das halbe Frühstück von Papi Uwe und zwei Drittel von Mutti Dora verzehrend. Dann kam Wursti-Wursti-Phase im Garten oder auf der Terrasse, wenn es schnell gehen musste.

Kurz vor der Mittagszeit, wenn Herta die Betten frisch gemacht hatte, rannte Wolferl – nicht täglich, aber ab und an – in einem Anflug von unerklärlichem Aktionismus zum Gartenteich, wälzte

sich im schlammigen Grund des Gewässerrandes, galoppierte zum Haus zurück, bellte an der Tür um Hilfe, wurde von Herta oder Dora besorgt hereingelassen, sauste die Treppe zum Schlafzimmer nach oben und schmiss sich ins Ehebett. Herta hatte dann meist Tränen in den Augen, während Dora sich eine Zigarette ansteckte und beiläufig kommentierte, so sei das eben, wenn man Tiere hätte.

Ihre oder besser Uwes entspannte Haltung zu Wolferls Selbstfindungsprogramm änderte sich, als Dora wegen einer notwendigen Reise Uwes zwei Abende allein mit dem mittlerweile dreijährigen Hund zu Hause verbringen durfte.

Dora war eine zierliche, kraftlose Person, die auf die Siebzig zuing. Am ersten Tag von Uwes Abwesenheit hatte sie nach dem Musikantenstadel geduscht und sich danach ins Bett begeben. Wie immer standen die Schlafzimmertür offen und ihre Nivea-Körperlotion auf dem Nachttisch bereit. Dora begann sich im Liegen einzucremen, als Wolferl das Schlafzimmer betrat. Er trottete langsam auf das Bett zu. Die verunsicherte Dora wusste nicht, wie sie das Tier ansprechen sollte. Sie wusste nur, wie man es fütterte. Dies fand seine Bestätigung, als Wolferl sich ohne Zögern mit einem schwungvollen Satz in das Bett wuchtete und Dora unter sich begrub, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen. Dann begann er, ihr genüsslich und sehr langsam diese köstlich duftende Kuvertüre vom regungslosen Körper zu schlecken. Welchem Gefühl die anfängliche Furcht Doras wich und welche totgeglaubten Zonen ihres Langzeitgedächtnisses erwachten, als der Hund auf ihr lag und ihre Haut mit seiner Zunge massierte, ging nur sie etwas an.

Uwe zumindest war – vermutlich weil Dora mit rosigen Wangen eine Nuance zu belustigt und angeregt von dem gemeinsamen Abend mit Wolferl berichtete – not amused.

Wolferl kam ins Internat St. Johannishügel.

Nach zwei Monaten beim „Hundepräparator“, wie Dora das *Vierbeiner-Animateusenteam* sarkastisch nannte, wurde

Wolferl abgeholt. Dora begleitete Uwe nur widerwillig, weshalb er mich bat, ebenfalls mit zu kommen. Sie fürchtete, ihren alten Wolferl verloren zu haben, und wollte nichts wissen von den Instruktionen, in die sie unterwiesen werden sollte, um die Erziehungsergebnisse des Hundes zu erhalten.

Im Internat angekommen bat man die beiden, vor einem Fernseher Platz zu nehmen. Dora krächte trotz Rauchverbotes demonstrativ nach einem Aschenbecher. Leider wurde sie entgegen ihrer Hoffnung nur ignoriert, nicht aber rausgeschmissen.

Die Familientherapie fand unaufhaltsam ihre Fortsetzung. Auf dem Bildschirm erschien ein erstaunlich schlanker, gut aussehender Wolferl. Er befand sich in einem kleinen Raum nebenan, in den kaum mehr als er und ein Tisch passten. Den Tisch hatte man mittig im Zimmer drapiert. Darauf stand eine große Platte mit Wurstaufschnitt. Wolferl starrte eher unbeteiligt auf die Mortadella, die sich auf Kopfhöhe zu ihm befand. Nach wenigen Momenten legte er sich neben den Tisch und fing an zu schnarchen.

Der Fernseher wurde ausgeschaltet. Die Internatsleiterin Frau Möbius schaute Uwe und Dora triumphierend und in Erwartung der dem Erfolg angemessenen Standing Ovationen an.

Doch es blieb ruhig in dem Fernsehzimmer. Uwe, der mit einer SMS beschäftigt war, verpasste den richtigen Moment, auf seine Frau aufzupassen. Dora zog an ihrer nicht angezündeten Zigarette und fragte nach einer Weile gelangweilt, ob sie den weiten Weg gefahren sei, damit man ihr zeigt, dass Wolferl keine billige Mortadella mag. Zudem wäre es augenfällig, dass er als Spross eines Gourmethaushaltes sich im Hungerstreik befände. Dies als erzieherischen oder sogar therapeutischen Erfolg zu verkaufen, wäre eine Sache, die es mit dem Tierschutz zu klären gelte.

Frau Möbius, die vermutlich in ihrer gesamten Laufbahn keinen verwöhnteren Hund zur Korrektur hatte und sich nach diesem an ihm vollbrachten Wunder wie eine ganz große ihres

Faches vorkam und es wohl auch war, rang um Fassung ob einer solchen Missachtung ihrer Leistung. Sie rief nach einer Vertretung und verließ den Raum großlos.

Uwe zischte Dora zu, sie solle sich zusammenreißen; was diese nicht tat. Das junge Mädchen, welches für Frau Möbius einsprang, versuchte Dora und Uwe auf das erste direkte Zusammentreffen mit Wolferl vorzubereiten.

Sie sagte ihnen im Vorfeld, welche Kommandos man trainiert hatte und dass die beiden diese bitte genauso umsetzen mögen, wie sie es gleich vorführen würde.

Wolferl machte brav „Sitz“ und „Platz“, kam auf Zuruf und ging bei Fuß.

Als er Dora noch nicht mal von hinten ansprang, um sie wie gewohnt mit dem Gesicht vornüber bäuchlings auf den Boden mitten in den Schmutz zu katapultieren, da blieb Dora nichts anderes, als wutentbrannt ihr vernichtendes Urteil über die Resultate der Erziehungsarbeit in die Welt zu keifen.

„Das ist kein Hund mehr, das ist ein degenerierter Gassi-Automat“, schrie sie hysterisch. Sie ergänzte etwas leiser: „Und Nivea-Creme mag er auch nicht mehr.“

Auf dem Heimweg mit Wolferl im Auto maulte Uwe demonstrativ die ersten vierzig Kilometer, um seiner Missbilligung über Doras Verhalten Ausdruck zu verleihen. Seine Waffe war ein Rohrkrepieler. Dora genoss sein Schweigen und ließ Uwe dies spüren. Nach hundertachtzig Kilometern und einigen absichtlich gefahrenen Umwegen, sagte er vor dem Öffnen des automatischen Hoftores: „Dora, bitte hilf mir, diesen Erziehungsstand bei Wolferl zu erhalten. Ich möchte irgendwann einmal wieder Gäste zu uns einladen können, ohne Angst zu haben, dass diese Leute wegen des Hundes nie wieder kommen. Wir haben keine Freunde, keine Bekannten mehr, seit Wolferl bei uns wütet, weil wir ihm alles durchgehen lassen.“

„Wer sagt dir, dass ich nicht genau das gut finde?“ erwiderte Dora trotzig.

„Bitte, Dora, mir liegt sehr viel daran.“

Als Uwe und Dora sich gemeinsam ins Schlafzimmer begaben, hatten sie nach Uwes flehentlichem Ansprache an seine Frau noch kein weiteres Wort miteinander gewechselt. Dora lag bereits frisch einbalsamiert unter ihrer Bettdecke, während Uwe seine Kleidung für den nächsten Tag sortierte. Die Tür stand einen Spalt breit offen, als die Scharniere ein kaum hörbares Ächzen von sich gaben. Wolferl bahnte sich seinen Weg ins Ehegemach. Sein Gang wirkte verjüngt und elastischer als sonst. Doras Augen glänzten, als ihr Blick versehentlich Uwes streifte. Er bat sie erneut wortlos, seinem Wunsch nachzukommen. Doras eben noch entspannte Mimik verkrampfte und spiegelte ihren inneren Konflikt wider.

„Wolferl sitz, ääh nein, Platz mein ich. Oder geh mal besser raus hier“, war das relativ eindeutige Kommando Doras an Wolferl.

Wolferl verstand, was er verstehen wollte: hier. Also ging er weiter auf das Bett zu. Dora wiederholte die eben formulierte semiprofessionelle Anweisung an das Tier in ähnlicher Form. Wolferl hatte das Bett erreicht, als Dora erneut zu einem „sitz“, „Platz“ ansetzte.

Wolferl gehorchte. Er schob sein Hinterteil mitsamt den Hinterläufen auf den Rand von Doras Bettseite und blieb dabei mit den Vorderläufen auf dem Fußboden stehen. Eine derart intelligente Umsetzung der Sitz-Platzanweisung – das musste auch Uwe eingestehen – hätte den deutschen Kleinkunstpreis verdient. Das Problem war nicht Wolferl; es war Dora. Uwe träumte einen kurzen Moment davon, allein mit Wolferl zu leben. Allerdings würde es schwierig werden, ein Internat für Dora zu finden.

René war geprägt durch eigenes Erleben der Geschichte und den Schilderungen aus meinem Munde. Er wollte die päd-

gogischen Nachlässigkeiten und die Betreuungsdefizite Onkel Uwes gegenüber seinem Hund, seiner Frau oder wem auch immer nicht wiederholen. Also fuhr er, ganz der Rudelführer, mit Merle zur Welpen-Stunde oder zum Tierarzt. Ebenso gehörte es zur Tagesordnung, Stubenrein zu üben oder Hochspringen zu unterbinden. Nicht zu vergessen sei auch der regelmäßige Schriftwechsel mit unserer Anwaltskanzlei, weil militante Tierschützer oder ein Schwachhauser Bildungsbürger oder eine Bildungsbürgerin die kupierte Rute, die Merle von einer zu klappenden Terrassentür angetan wurde, zum Anlass für eine Anzeige bei der ansässigen Tierschutzorganisation nahmen.

Merle selbst, ganz Renés Mädchen, war erziehungstechnisch zwar keine schwer domestizierbare, aber durchaus auch keine schlichte, sondern höchst komplizierte Persönlichkeit. Hätte sie ihr Alphatier sonst in einem Paar grüner Gummigalosen ausgemacht?

Die Kleine bewegte sich mental zwischen scheuem Rehlein, ignoranten Diva und größtenwahnsinnigem Brüllaffen. Um ihren „Sozialisierungsprozess“ zu beschleunigen und in die richtigen Bahnen zu lenken, machte René Merle zu seiner ständigen Begleiterin und band sie in all seine alltäglichen Aktivitäten ein.

Die wenigen Stunden, die ich anfänglich gemeinsam mit ihnen verbringen durfte, gaben mir einen ungefähren Eindruck von der wachsenden Intimität ihrer Beziehung, in die einzudringen mir fast ungehörig erschien, die mich aber wegen ihres hohen Unterhaltungswertes nicht unerheblich anzog.

So war ich äußerst erfreut, als ich die beiden eines Samstagnachmittags zu Viohl, Renés damaligem Lieblingsbaumarkt, begleiten durfte.

Während René mit seiner Assistentin bei Fuß eine passende Doppelmuffe für das mittlere Herrenpissoir in einem unserer

Bistros suchte, stand ich versonnen in der Sanitärabteilung und träumte von funktionierenden Systemen. Mein Blick fiel auf einen alten Mann am Ende des Ganges. Er stand dort auf einen Rollator gestützt und beugte sich zu den auf einem Podest ausgestellten Briefkästen herunter.

Sein Anblick rührte und erschütterte mich zugleich. Am Boden fast direkt unter ihm breitete sich eine Pflanze aus, die auf dem grauen Steinboden gelbgrünlich schimmerte.

Eine graugelockte Mittvierzigerin mit dem Logo einer Montessori-Schule auf ihrer Umhängetasche, die ebenfalls vor den Sanitärregalen neben mir stand und meinem Blick gefolgt war, sah mich betroffen an und bemerkte mit bedrückter Stimme, wie schwer es doch sei, in Würde zu altern, ohne in derart erniedrigende Situationen zu geraten. Langsam, bedächtig und bedeutungsschwanger wie ein Pastor zur Kanzel schreitend, ging sie auf den alten Mann zu, vermutlich um ihm mit penetranter, aufdringlicher Hilfsbereitschaft, durch die sich fast alle Gutmenschen auszeichnen, die Situation noch unangenehmer zu gestalten, als sie es für ihn sowieso schon war.

Als René in diesem Moment mit seiner ständigen Begleiterin zu mir trat, raunte ich ihm zu, er solle mal unauffällig zu dem alten Mann schauen. Er habe sich anscheinend in die Hose gepullert.

Renés grüblerische Miene hellte sich nach diesem Hinweis für mein Verständnis unangemessen erfreut auf. Er sagte mit einem Strahlen im Gesicht sehr bestimmt:

„Komm, wir gehen.“

Ich fragte irritiert, ob er denn schon alles hätte. Für gewöhnlich brauchten Merle und er etwas länger, da es nur zweitrangig um die Muffe und vorrangig um Merles Unterhaltung mit Erziehungsanspruch ging.

René schob mich energisch und kommentarlos aus dem Baumarkt heraus.

Als wir die schreitende Mutter Theresa überholten und auf Höhe des alten Mannes ankamen, bemerkte ich dass seine Hose keine Spuren von Feuchtigkeit aufwies. Auch machte er einen sehr wachen und zufriedenen Eindruck. Der alte Herr blickte hoch, schaute mich an und lächelte mir zu.

Als wir den Ausgang erreichten, hörte ich im Hintergrund, wie der vermeintlich Inkontinente energisch der Hilfsbereiten, die sich auch noch vermehrt zu haben schien, widersprach und ständig wiederholte, sie und alle anderen sollen ihn in Ruhe lassen, er habe sich nicht in die Hose gemacht.

Auf dem Weg zum Auto, der mir eher wie eine Flucht erschien, hatte René die Sprache wiedergefunden.

„Ja, nun, du weißt ja, wie sie ist. Sie wollte draußen nicht pieseln. Als du mir den Mann gezeigt hast, war mir klar, wo sie ihre Pinkelecke gefunden hat. Ist doch schön, dass wir nicht aufgefliegen sind. Auf Viohl kann ich im Moment nicht so gut verzichten.“

Merle sprang derweil fröhlich und im wahrsten Sinne des Wortes erleichtert um ihn herum.

Für unsere kleine, freie Radikale Merle wechselte René während der Dauer ihrer Flegeljahre dann doch noch mehr oder weniger freiwillig den Baumarkt, ebenso wie den Elektrofachmarkt, den Friseur, die Zweigstelle des Finanzamtes, den Physiotherapeuten und gedanklich auch schon den Wohnort. Zumindest waren das die wenigen Stationen, von denen ich offiziell Kenntnis hatte.

## Wo gibt's denn sowas?

Der Roman kann von jeder guten  
Buchhandlung besorgt werden.

Am schnellsten und bequemsten geht es, wenn Sie direkt  
beim Verlag bestellen.

Wir liefern *ohne Aufpreis* direkt  
in Ihren Briefkasten.

Einfach online bestellen unter:  
<http://www.nr-verlag.de/nr430.html>



Martina Breitkopf  
René macht Bäuerchen  
Roman/380 Seiten  
12 x 19 cm/Taschenbuch  
14,00 Euro  
ISBN: 978-3-939564-43-0





Martina Breitkopf, nestflüchtige Delmenhorsterin, gelangte auf der Suche nach der großen weiten Welt bis Bremen. Während ihres Ökonomiestudiums an der dortigen Universität bestritt sie ihren Lebensunterhalt durch Arbeit in der Gastronomie. Heute betreibt sie seit nunmehr 15 Jahren als selbstständige Unternehmerin vier Restaurants vor den Toren Bremens.

Die hochgradig stadtfüchtige Martha ist eine zwar stutenbissige, aber ansonsten äußerst tierliebe Unternehmerin. Darum erwerben sie und ihr ebenso begnadeter wie pedantischer Mann René einen auffälligen Resthof vor den Toren Bremens, um dort mit dem Dobermannpärchen Merle und Aron sowie dem Wallach Paul ein „artgerechteres“ Leben zu führen. Alles könnte so schön sein.

Verfügt man jedoch, wie Martha und René, über eher defizitäres Wissen zum Thema Baurecht im Außenbereich und ignoriert darüber hinaus die Unterwürfigkeitsrituale, die ländliche Ureinwohner Stadtfüchtigen abverlangen, so ist es um die Willkommenskultur in der Provinz geschehen und der Besuch des Bauamtes mit der Abrissverfügung im Gepäck nur mehr eine Frage der Zeit.

Lesern, die zu Furcht vor Dobermännern, „Dressurputen“, „nachbarschaftlicher Sterbehilfe“, §35 Baugesetzbuch und Ziegenkäse neigen, sei zu ihrem eigenen Wohl vom Erwerb dieses Buches abgeraten.

